

## Wie wirken sich dissoziierende Eltern auf ihre Kinder aus

Luise Reddemann

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

immer wieder ging mir bei meiner Arbeit mit PatientInnen mit dissoziativen Störungen die Frage durch den Kopf: Wie wirkt sich das Verhalten meiner PatientInnen eigentlich auf ihre Kinder aus. Bei einer Patientin mit DIS, Opfer von sadistischer Gewalt extremen Ausmaßes, beschäftigte mich dies besonders, weil sie trotz ihrer Problematik vier Kinder hatte, die, wie es schien gesund waren. Alle sind inzwischen erwachsen, leben in festen Partnerschaften, haben zum Teil Kinder und nichts spricht dafür, dass diese vier Kinder durch ihre Mutter beschädigt worden sind. Möglicherweise haben auch andere Menschen in der Umgebung, vor allem der Vater, diese jungen Menschen davor bewahren können, ihrerseits wieder auf die eine oder andere Art zu erkranken. Denn wir wissen ja, dass Kinder mit hoher Resilienz sich auch unter schwierigsten Bedingungen gesund entwickeln können.

Wir dürfen Resilienzfaktoren nicht mehr so stark ausblenden, wie das lange Zeit geschehen ist. So wahr es ist, dass Traumata schädigen und Folgen hinterlassen, so wahr ist es auf der anderen Seite, dass Resilienz Menschen davor bewahren kann, lebenslange Schädigungen durch Traumata davon zu tragen.

Dennoch wird nach meiner nun jahrzehntelangen Erfahrung auch von denen, die traumatisierte PatientInnen behandeln, so manches eher weniger in den Blick genommen oder gar ausgeblendet. Aus diesem Grund möchte ich hier auf einiges zu sprechen kommen, das mir in der Traumaforschung nicht genügend wahrgenommen erscheint, nämlich die Folgen des letzten Weltkrieges in Europa. Hier hätten wir massenweise dissoziative Phänomene über Generationen zu studieren, bisher ist das aber nicht systematisch geschehen, so dass natürlich auch mein Wissen bruchstückhaft ist.

Durch meine heutigen Ausführungen möchte ich anregen, mehr darauf zu achten, mehr danach zu fragen und natürlich auch mehr zu forschen. Vieles, das ich Ihnen berichte, ist durch meine persönlichen Erfahrungen als Kriegskind angeregt, durchlitten und reflektiert.

Zunächst eine Fallvignette:

Frau Z. wendet sich an die Klinik auf Anraten ihrer behandelnden Psychiaterin.

Es ist ihr wichtig, zunächst zu klären, ob wir Einzelzimmer haben. Sie könne unmöglich zu zweit im Zimmer sein. Als dies verneint wird, beschließt sie, sich um eine tagesklinische Behandlung bei uns zu bemühen. Sie werde schon irgendeine Möglichkeit finden, unterzukommen.

Im Erstgespräch berichtet sie von vielerlei Beschwerden, die sie schon seit Jahrzehnten begleiten würden: Am eindrucksvollsten sind für die Interviewerin jahrzehntelange depressive Verstimmungen mit Schuldgefühlen, zahlreiche körperliche Beschwerden, die sich im Sinne somatoformer Dissoziation einordnen lassen, insbesondere Schmerzen im Genitalbereich, Ängste und starke Kontrollbedürfnisse. Des Weiteren ist die Therapeutin von dem Leistungswillen der

Patientin beeindruckt, ja, von ihrer Bereitschaft zu kämpfen und nie aufzugeben. Auf der anderen Seite wird eine starke Erschöpfung deutlich, die die Therapeutin am Ende des Gesprächs selbst spürt.

Zu ihrer Biographie berichtet die 65-jährige Patientin von einem Vater, der, als sie 5 war, eingezogen worden und als gebrochener, schwer kranker Mann zurückgekehrt sei. Man habe immer auf ihn Rücksicht nehmen müssen, er sei extrem reizbar gewesen und habe die Kinder, die Patientin und deren Bruder häufiger geschlagen.

Die Mutter ist der Patientin als stets überfordert und erschöpft in Erinnerung.

Die Familie wurde 1945 aus ihrer Heimat im Osten vertrieben. Unterwegs wurde die Patientin von einem alliierten Soldaten vergewaltigt. Sie habe darüber mit niemandem sprechen können. Sie erinnere sich jetzt, dass sie viel unter Kopfschmerzen und Verwirrtheit gelitten habe. Das habe ihr häufig Tadel eingebracht, weil sie „nicht richtig da“ gewesen sei. Die Familie musste noch mehrfach umziehen und die Patientin berichtet, sie habe sich lange nirgends zu Hause gefühlt.

Dies alles berichtet die Patientin eher gleichgültig, ohne erkennbare Beteiligung.

Ihr Wunsch für die Behandlung ist, mehr inneren Frieden zu finden. Sie wolle die Geister der Vergangenheit verabschieden und die letzten Jahre ihres Lebens mit mehr Freude verbringen. Was zähle, sei nun die Gegenwart und Zukunft. Sie werde oft von Erinnerungen überfallartig gequält und wisse nicht, wie sich dagegen wehren.

Der größte Schmerz für die Patientin war, dass sie so „mutterseelenallein“ gewesen war.

Und ein weiterer Schmerz ist, dass die Tochter der Patientin massive Probleme hat, die auf eine sekundäre Traumatisierung hindeuten. In einem gemeinsamen Gespräch berichtet die Tochter, wie sehr sie unter der Unerreichbarkeit ihrer Mutter gelitten habe. Dazu wird Ihnen Herr Brisch sicher morgen mehr und Wichtiges vortragen.

Zurück zur Vignette: Die Einzeltherapeutin der Patientin war im Alter ihrer Töchter. Das brachte für die Therapeutin manche Herausforderungen mit sich. Zunächst war es notwendig, dass sie sich über die Auswirkungen des 2. Weltkrieges auf Kinder und all die Schrecken, die Kinder damals zu erleiden hatten, vertraut machte. Es war auch wichtig für sie, dass sie sich klar machte, dass die Verbrechen von Hitler und seinen Gefolgsleuten zwar aus einer geschichtlichen Perspektive die Ursache für den Krieg waren, dass das aber nicht der Wahrnehmung eines kleinen Kindes entsprach. Für das Kind zählte die Abwesenheit des Vaters, die Not, der Hunger, die Vertreibung, die Vergewaltigung und die namenlose Verlassenheit danach. Ein Kind dieses Alters kann sich nicht geschichtliche Kontexte bewusst machen. Daher war es wichtig, dass die Therapeutin die Geschichte auch mit den Augen des Kindes von damals sehen konnte, das heisst, ein entwicklungsgeschichtlich geprägtes Verständnis für die Patientin aufbrachte. Später konnte die Patientin von sich aus die grösseren Zusammenhänge ansprechen, ohne ihr eigenes Leiden zu bagatellisieren. Es versteht sich, dass die Therapeutin auch immer wieder ihre Gegenübertragungsgefühle klären musste. Diese umfassen ein breiteres Spektrum, da neben allen bekannten Übertragungs- und Gegenübertragungsmanifestationen die spezifische Situation jüngere Therapeutin(Tochter) - ältere Patientin(Mutter) eine Rolle spielte.

Hier sind Behandlungsteams mit jüngeren und älteren Mitgliedern eine Hilfe. Es war gelegentlich hilfreich, dass ich erzählen konnte, wie es ist, Hunger zu haben und dann vielleicht ein Stück Schokolade von einem amerikanischen Soldaten zu bekommen. Was es z.B. heißt, entsetzlich zu frieren, weil es einfach kein Heizmaterial gibt, etwas, was sich die meisten Jüngeren überhaupt nicht vorstellen können, da sie es nie erlebt hatten. Was es heißt, „zu hamstern“, wie viel Neid und wie viel Scham Flüchtlinge als fremde, unerwünschte Eindringlinge zu erleiden hatten.

Erst in der allerjüngsten Zeit erwachte ein gewisses allgemeines Interesse an den deutschen Kriegskindern und an den Kindern von Kriegskindern und Kriegsteilnehmern. Wenige nur, wie z.B. Peter Heintz, beschäftigten sich mit den Folgen des Krieges auf die damaligen Kinder.

Horst Eberhard Richter spricht von einer „unentdeckten Welt“. Und mir ist aufgefallen, dass es einen gewissen Anlauf gab, das Thema mehr ins professionelle und gesellschaftliche Bewußtsein zu holen, es versickert aber immer wieder, das heißt, da gibt es wohl immer noch kollektive Bedürfnisse, das Thema auszublenden. Ist das nicht auch Dissoziation?

Es handelt sich jedenfalls um ein gesellschaftliches Tabu.

Auch noch die Nachkriegszeit war gekennzeichnet durch Hunger und Kälte. Die Winter waren sehr hart. Hunger und Kälte können sich vor allem auf noch kleine Kinder durchaus traumatisch auswirken und wie stand es um die Eltern dieser Kinder? Wie präsent waren sie? Oder wie dissoziiert? Wie gesund waren die Kriegsheimkehrer?

Ein Angebot eines Workshops für PsychotherapeutInnen, die Kriegskinder waren, wurde nicht von diesen wahrgenommen, sondern von deren Kindern.

Die Generation der Kriegskinder wird als unauffällig, als eine die funktioniert beschrieben. Es gibt laut Michael Ermann wenig bedeutende Menschen in dieser Generation in Deutschland. Sie sei angepasst und habe nach dem Motto funktioniert, „andere haben es doch viel schlimmer gehabt.“

Wenn wir jetzt an Ellert Nijenhuis These von der strukturellen Dissoziation der Persönlichkeit denken, dann kann einem rasch der Gedanke kommen, ob es sich hier um das massenweise Auftauchen von ANPs, also anscheinend normalen Persönlichkeiten handeln könnte, als Folge von Traumatisierungen. Auch dies wäre eine größer angelegte Untersuchung wert.

Ich habe mir für diesen Vortrag den Film „Das Wunder von Bern“ angesehen. Als er 2004 in die Kinos kam, hatte ich kein Interesse daran. Zum einen, weil mich Fußball nicht interessiert, aber vielleicht auch, weil ich mit der dort angesprochenen Zeit lieber nichts zu tun haben wollte. Denn beim Ansehen des Films geschah mir etwas völlig Unerwartetes. Als im Film die triste Welt der 50er Jahre auftauchte, schüttelte es mich vor Weinen. Ich war über mich selbst zunächst fassungslos und verstand, wie viel Schmerz ich damals nicht wahrhaben durfte, also dissoziiert hatte, denn niemand interessierte sich für die Leiden der Kinder. Ich weiss heute, dass ein Kind durchaus schon einen Sinn für Schönheit haben kann um nur eines zu nennen. Und wie hässlich und zerstört war Deutschland in den 50ern. Außen wie innen! Zur Erinnerung: Westdeutschland musste zu jener Zeit mit Millionen von Flüchtlingen fertig werden. Natürlich waren diese nicht willkommen, sie wurden als Eindringlinge erlebt und – da sie alle arm waren - nahmen sie den Einheimischen Wohnraum und Essen, das ohnehin fast überall knapp war, weg. Viele Kinder machten die Erfahrung

zu stören, unerwünscht zu sein. Westdeutschland musste auch mit Hunderttausenden von sog. Kriegsheimkehrern und Kriegsgefangenen, die aus der Gefangenschaft in Russland entlassen wurden, zurecht kommen. Das zeigt der Film „Das Wunder von Bern“ eindrücklich. Er zeigt die Geschichte eines Jungen, dessen Vater aus der Gefangenschaft zurückkehrt, der nicht wie vor dem Krieg unter Tage arbeiten kann, weil er flash-backs bekommt, der hart ist und lieblos und seine Kinder misshandelt, weil er doppelt Täter identifiziert ist: mit den Nazimethoden der Erziehung von Kindern, die hart wie Kruppstahl sein sollten, und mit den kriegsbedingten verinnerlichten Täterstrukturen. Es gibt eine erschütternde Szene nach der anderen. Es gibt in dem Film zum Glück auch eine Mutter, die den Vater fordert und ihm sagt, dass er mit seinem Verhalten die Kinder und sie schädigt, etwas, was wir so aus vielen Geschichten unserer PatientInnen nicht hören können, weil sich hier meist Vater *und* Mutter schädigend verhielten. Doch im Film führt die Einrede der Mutter zu einem Wandel des Vaters, der auch noch unterstützt wird in seinem Entwicklungsprozess von einem Priester, so dass der Vater im Film am Schluss sogar weinen kann und sich seinem Sohn liebevoll zuwenden. Also beinahe ein Märchen. Die Wirklichkeit sah oft genug anders aus.

Michael Ermann beschreibt die Erfahrungen von Kriegskindern:  
Der Bombenkrieg betraf die Hälfte der Bevölkerung und damit auch die Hälfte der Kinder.

Das hieß für die Betroffenen: Stets mit gepackten Sachen dasitzen und in Alarmstimmung sein, Angst, Todesangst. Verwirrung. Miterleben oder Beobachten von Verschüttungen, Verletzungen. In extremer Weise durch massive akustische, visuelle und olfaktorische Reize erschüttert werden. Der Lärm der Bomben, das gleißende Licht, das Feuer, der Gestank. Zerstörungen unvorstellbaren Ausmaßes. Das Donnern der Erde im Bunker, der Schutt, der Gestank von Leichen, ihr Anblick.

„Die Feuersbrunst war unvorstellbar...Alles, was ich hören konnte, war das Brüllen der Flammen“, berichtet eine Frau, die den Bombenkrieg miterlebt hat. Ein damals 15-Jähriger sagt: „Aus Angst wird Todesangst und endlich die Erwartung, dass ein Treffer der Qual ein Ende bereitet.“

Bombardierung z.B. von Köln 31.Mai 1942, von Wuppertal-Barmen 29. auf 30. Mai 1943, auf Hamburg Juli 1943 und so weiter. Bis Anfang 1945 waren 45 der 60 wichtigsten deutschen Städte weitgehend zerstört.

Nirgends Sicherheit.

Trennung von nahen Bezugspersonen, Verlust von Bezugspersonen, auch durch scheinbar gut gemeinte Aktionen, wie die Kinderlandverschickung. So berichtet Michael Ermann davon, dass er von 2-20 Monaten von seiner Mutter getrennt war, um auf dem Land sicherer zu sein.

Ende des Krieges kamen dann Flucht, Vertreibung:

„Als wir gerade den Tisch deckten, kamen drei Russen. Sie lachten, verlangten eine Flasche Schnaps. Dann zerrten sie meinen Vater in das Nachbarzimmer. Kurz darauf fiel ein Schuss. Dann kamen die Soldaten zurück, fielen grölend über meine Mutter, meine Tante, die Schwester her,“ berichtet einer.

Auch jetzt erlebten die Kinder das Grauen.

Sie erlitten Hunger und Kälte, Todesangst, andauernde Gefühle von existentieller Bedrohung.

Sie erlebten Angehörige, die völlig hilflos waren, selbst in Angst und Panik, an Leib und Leben bedroht. Sie erlebten weiterhin auch Krankheit und Tod naher Angehöriger.

Die im Krieg geborenen Kinder erlitten die Todesangst der Mütter pränatal und in ihren ersten Lebensjahren.

Kollektive Erfahrungen der Deutschen: Dass es um Wiederaufbau ging, dass die Kriegsfolgen überall sichtbar waren, aber kaum jemand zurückschauen wollte. Dass die Männer, die im Krieg gewesen waren, von diesen Erfahrungen gezeichnet waren, körperlich und psychisch, und wie es hingenommen wurde.

Dass es viele Familien ohne Väter gab, dass die Väter schwächer waren als die Mütter, die die Familien zusammenhielten und dass auch dies geschah, ohne dass darüber geredet worden wäre.

Wenn ich das heute atmosphärisch beschreiben will, dann war da etwas Dumpfes und Getriebenes.

Ich habe sehr deutliche Erinnerung an mein Entsetzen angesichts der Männer ohne Arme, ohne Beine, mit nur einem Auge. Das hatte der Krieg gemacht. Was war der Krieg???

Jedenfalls etwas Entsetzliches. So viel verstand schon das sehr kleine Kind. Dass sie selbst darunter gelitten hatte, wusste sie nicht.

Meine beste Kinderfreundin stammte aus Ostpreußen, die Familie trug schwer daran.

Die Mutter einer anderen Freundin war von russischen Soldaten vergewaltigt worden. Wir wussten als Kinder nicht, was das ist, nur dass es etwas Schreckliches war, worunter die Mütter, älteren Schwestern, Tanten furchtbar litten. Wir konnten nicht fragen, denn wir spürten, dass das Bereiche berührte, die tabu waren.

In meiner Kindheit wurde durchaus vom Krieg und dessen Folgen gesprochen, es war auch immer klar, dass er schlimm war für die Erwachsenen. Für die Soldaten und für die tapferen Frauen zu Hause. Andererseits wurde in meiner Umgebung insbesondere die Kameradschaft verherrlicht, so dass es mir manchmal vorkam, als sei das doch alles sehr schön gewesen. Seltsame, für das Kind nicht nachvollziehbare Widersprüche. Sie war verwirrt.

Es war auch klar, dass der Krieg für uns Kinder kein Problem gewesen war, denn man war der Meinung, dass wir ja zu klein gewesen waren, um uns zu erinnern. Sicher hatten wir das alles sowieso nicht mitbekommen. Kleinen Kindern wurde unterstellt, dass sie so gut wie nichts fühlen und deshalb auch nicht an Dingen, die für Erwachsene schlimm waren, leiden konnten.

In weiten Kreisen dominierte dieses Kinderbild, übrigens auch in anderen westlichen Ländern.

Der Umgang mit kleinen Kindern war zu dieser Zeit ohnehin nicht an deren Bedürfnissen orientiert.

Jedoch waren diese Kinder extrem traumatisiert. Kumulativ. Sie hatten nicht ein, sondern viele traumatische Ereignisse erlitten. Sie lebten zusammen mit Erwachsenen, die ihrerseits extrem traumatisiert waren.

Sie wurden ohne Väter groß oder mit väterlichen Wracks. Von den 90 000 Soldaten, die bei Stalingrad in Gefangenschaft gerieten, kamen 6000 zurück. Männer, die nie vergessen konnten. Die von Alpträumen geplagt waren, von Überlebensschuld. Die z.T. den Krieg und ihr Soldatentum verherrlichten oder die verstummten. Die Mütter waren häufig depressiv.

Die Erwachsenen waren nicht fähig zu trauern, sie konnten nicht formulieren, was sie belastete. Nicht ihre Schuld und Mitschuld, nicht ihre Leiden. Mit unserem heutigen Wissen kann man sagen, da waren viele Erwachsene, die immer wieder, vielleicht sogar im Sinne einer Störung dissoziiert waren.

Was hatte das für Folgen für diese Kinder?

Misstrauen, Rückzug, Verlust des Sicherheitsgefühls, Spaltung, Verleugnung. Die Erschütterung, die sie erlitten hatten, wurde nicht wahrgenommen, zunächst nicht von der Umgebung, aber auch nicht von ihnen selbst.

Je jünger die Kinder, desto weniger hatten sie Worte. Sie dissoziierten.

Die älteren verpassten ihre Pubertät, da sie allzu sehr mit Überleben beschäftigt waren.

Die seelischen Wunden blieben unversorgt. Bei fast allen. Bei den Großeltern und den Eltern dieser Kinder und bei ihnen selbst.

Es kam der Wiederaufbau, das Wirtschaftswunder. Sprachlosigkeit, Funktionieren. Das sind dissoziative Phänomene. Kollektiv.

„Das Wirtschaftswunder half, die Wunden zu verbergen, an denen alle litten, die den Krieg erlebt hatten.“ (M. Ermann)

Schuld und Schuldgefühle.

Übernommene, weil die Eltern und Grosseltern sie nicht haben wollten. Ich erinnere mich, dass ich schon bald, nachdem ich in die Schule gekommen war, mich mit der Frage der Judenvernichtung beschäftigte, besser plagte, denn kein Erwachsener in der Umgebung hatte Antworten, die mir geholfen hätten.

Meine Generation entwickelte Überlebensschuld. Wir litten an der Unfähigkeit dort Hilfe zu leisten, wo sie gebraucht worden wäre. Wir konnten all den Toten nicht helfen, und nicht unseren Angehörigen.

Wir waren einsam. Ich wusste, dass ich unglücklich war, aber ich wusste sehr lange nicht, warum. Ich hatte es doch gut. Meine älteren Brüder hatten gelitten, meine Mutter, mein Vater, alle Erwachsenen, alle, die den Krieg erlebt hatten – ja, so war das in meinem Erleben, es schien, als hätte ich den Krieg gar nicht erlebt – alle, die alles verloren hatten, ich hatte doch nichts verloren. Die, die im KZ gewesen waren. Warum war ich nicht froh?

Brigitte Lueger-Schuster hat in Wien Kinder untersucht, die aus dem Kosovo kamen. Unauffällige Kinder, um die sie sich sorgt.

Die deutschen Kriegskinder teilen das Schicksal, dass sich um sie bis auf wenige Ausnahmen niemand gesorgt hat.

Der Dichter Peter Weiss z.B. schrieb angesichts des Elendes der Kinder: „Ich bin bis ins Herz getroffen“. Er beschreibt auch, wie diese Kinder nicht wahrgenommen wurden von ihrer Umgebung, grausam misshandelt und bestraft wurden für ihre Symptome, die als Unarten missdeutet wurden und nicht verstanden wurden.

Das wäre einen weiteren Vortrag wert. Die schwarze Pädagogik jener Zeit, die von Naziideologien nur so strotzte, aber das will ich hier nur erwähnen, nicht vertiefen.

Einige Psychotherapeuten haben sich bereits in den 50er und 60er Jahren mit den Folgen des Krieges auf die damaligen Kinder beschäftigt. So hat zum Beispiel Hau eine deutliche Zunahme von Störungen festgestellt, die wir heute als DESNOS beschreiben würden und als DDNOS!

„Man hat gewusst und hat nicht wissen wollen.“ (Ermann) Ein kollektiver dissoziativer Mechanismus.

Aus meiner Sicht ist es an der Zeit, dass diese Generation sich ihr Leiden mehr bewusst macht - und bewusst machen darf - und die daraus resultierenden Folgen. Nicht, um zu jammern und anzuklagen, sondern damit sie beginnen kann über den Weg der Selbstempathie zu echter Empathie mit anderen fähig zu werden. Und damit sie aufhören kann, bewusst oder unbewusst etwas weiterzugeben, was die nächsten Generationen belastet.

Einmal arbeitete ich im Zug an einem ähnlichen Vortrag wie diesem. Ein Mitreisender, Jahrgang 1958 wie sich später herausstellte, zeigte sich interessiert, da ich ein entsprechendes Buch auf dem Tisch liegen hatte. Er erzählte mir mit deutlich erkennbarer Bewegung vom Schicksal seiner Eltern. Beide Kriegskinder, beide vertrieben. Ich hatte das Gefühl, das ist mehr als Erinnerung, das ist weitergegebene unverarbeitete Traumatisierung, die einen nicht loslässt, die einen zwingt, Dinge zu tun oder nicht zu tun, die man in anderem Licht betrachtet vielleicht die Freiheit hätte zu tun oder zu lassen.

Wie viele Menschen in Deutschland sind Kriegskinder? Und wie viele von ihnen haben Unverarbeitetes an die nächste und übernächste Generation weitergegeben?

Was bedeutet es für unsere Kinder, dass uns Sicherheit so wichtig ist? Dass viele von uns immer noch wie „auf gepackten Koffern“ sitzen. Dass wir uns ablenken, damit wir uns nicht spüren, dass wir alles aufessen, weil wir keine Reste stehen lassen können, dass wir Angst und sogar Panik bekommen, wenn ein Alarm losgeht?

Mir ist erst jetzt bewusst geworden, dass ich Ungewissheit, wenn ich unterwegs bin, kaum ertragen kann, ich muss immer wissen, in welchem Hotel ich übernachten kann und wunderte mich lange Zeit über Menschen, die das erst bei Ankunft vor Ort regeln. Erst jetzt bemerke ich, dass es mich auf eine seltsame Art ängstigt, wenn es sehr kalt ist.

Das Kind litt unter Ungewissheit vielfältiger Art und unter der Kälte.

So könnten wahrscheinlich viele dieser Generation einige ihrer Eigenheiten besser verstehen, wenn sie beginnen würden anzuerkennen, dass da unverarbeitetes Leid ist.

Denn auch bei uns Psychotherapeuten kam dieses kriegsbedingte Leiden nicht in den Analysen und Selbsterfahrungen vor, oder wenig oder zu selten. Zu vieles wurde anders klassifiziert und verstanden.

Warum erscheint diese Generation wider besseres Wissen, was die soziale Realität angeht, so bedürftig?

Warum gibt es kaum jemanden, der das Konzept der Altersteilzeit infrage stellte? Inzwischen ist allen klar, dass dies ein außerordentlich sozial unverträgliches Konzept darstellt. Es wird nicht zu finanzieren sein. Aber die Kriegskindergeneration hat davon sehr fleißig Gebrauch gemacht.

Warum?

Soll nun endlich die Wiedergutmachung erfolgen? Will man jetzt endlich gesehen werden mit seiner Erschöpfung, die vielleicht damit zu tun hat, dass man Jahrzehnte vieles unterdrückt hat?

Ich kenne viele dieser Generation, die viel müder und kraftloser erscheinen als ältere, obwohl „die es doch viel schwerer hatten“, wie viele immer noch denken.

Wenigstens Psychotherapeuten müssen mit diesem Denken Schluss machen. Es zeigt sich aber z.B. im Umgang mit Selbstfürsorge deutlich, dass damit noch lange nicht Schluss ist.

Es sollte bewusster werden, wo diese Generation etwas verschiebt, wo sie Gratifikationen haben will, die eigentlich das Kind gebraucht hätte. Und wo die nächsten Generationen Themen bearbeiten, die vielleicht gar nicht die ihren sind. So habe ich mich gefragt, was wohl Söhnke Wortmann zu seinem Film „Das Wunder von Bern“ motiviert haben mag. So gelungen ich diesen Film auf der einen Seite fand, so vermisste ich doch, dass so gar keine kritische Sicht auf die gesellschaftspolitischen Hintergründe und die Fußballbegeisterung auftauchte. Dass da z.B. Trauerarbeit wieder nicht geleistet wurde, sondern eine Verschiebung stattfand.

M.E. ist es höchste Zeit, dass die Kriegskindergeneration aus Verantwortung für die jüngeren Generationen sich ihrem Trauerprozess stellt und dabei, wenn nötig unterstützt wird. Dass mit Herz und Verstand eingesehen werden kann, dass es war, wie es war und dass niemand das ändern kann. Und dass diese Generation unschuldig verstrickt war in ein kollektives Schicksal und darunter gelitten hat.

Eine weitere Verantwortung besteht darin, es zu vollbringen anzuerkennen, dass die Eltern trotz oder auch wegen ihrer Täterschaft mehrheitlich traumatisiert waren.

Die Herausforderung besteht m.E. darin zu ertragen, dass es um beides geht, um das Täter- und Opfersein der Eltern- und Großelterngeneration der Kriegskinder, und dass man Leid nicht aufrechnen kann. Man kann es nur beweinen und man kann die beweinen, die gelitten haben.

Die Verantwortung besteht darin, Abwehr- und Schutzmechanismen besser zu durchschauen, die eben auch Fähigkeiten sein können, sich Fähigkeiten zu lassen und dennoch auch zu erkennen, wo Menschen dieser Generation sich benehmen als wären sie noch die kleinen hilflosen Geschöpfe, die allem ausgeliefert sind.

Dass Tüchtigkeit und Durchhaltewillen sowohl ein wenig hinterfragt werden und die Jüngeren als weniger tüchtig und weniger durchhaltebereit akzeptiert werden, aber die möglichen Vorteile daran ebenfalls erkannt werden. Kürzlich las ich in der Bildzeitung einige Interviews mit Angehörigen meiner Generation zum Thema neue Armut; alle Interviewten schienen mir die Not der Kriegs- und Nachkriegszeit eher zu verherrlichen, andererseits scheint mir heute schwierige Situationen durchzuhalten und an manchen Stellen Ansprüche zurückzunehmen überhaupt kein Thema mehr zu sein. Damit könnte aber die jüngere Generation der älteren etwas abnehmen, was sich diese nicht erlauben konnte.



So sollte die Neigung zum Bagatellisieren und zum Zynismus bewusst gemacht werden.

Wichtig scheint mir auch, dass diese Generation ihre Sicherheitsbedürfnisse nicht zum Maßstab aller Dinge macht, sondern sich daran freuen sollte, dass Jüngere mehr vertrauen, als sie das je konnte. Heldentaten sind nicht mehr von uns gefordert und der Held, der alles erträgt, ist passe.

Somit geht es auch um ein freundlicheres Vorbild im Umgang mit dem Körper. Lassen Sie mich noch einige Beispiele aus der Literatur anführen, um das Gesagte zu illustrieren.

Peter Härtling hat seine Lebenserinnerungen „Leben lernen“ genannt. Er wurde 1933 geboren. Er sagt von sich: „Manchmal spiele ich „alter Mann“. Ich spüre ihn auch. Er demütigt mich, macht mich lächerlich, wenn ich mich nicht mehr bücken kann, nur schwer aus einem Sessel hochkomme und beim Treppensteigen zu langen Atempausen anhalte.“ So etwas zu lesen, schmerzt mich. Er zitiert Ortega y Gasset, der „allein an die Gedanken von Schiffbrüchigen glauben“ wollte und sagt von sich: „Gedanken, die keinen Halt, keinen Boden haben. Die fliegen oder schwimmen lernen müssen. Die sich, *weil die Todesangst sie auseinander reißt*, (Hervorhebung von mir) nicht mehr verbinden. Gedanken, die in der Not nach einer neuen lebensrettenden Grammatik suchen. Nach einer Sprache des Überlebens. Wird sie Gebet sein oder Musik?“ Das ist eine poetische Beschreibung dissoziativer Mechanismen, wie Sie sicher gehört haben. Und: der alte Mann ist nicht fähig, sein jüngerer, verletztes Ich an die Hand zu nehmen und zu trösten. So lebt in dem alten Mann Peter Härtling ungetröstet der 13 jährige, der erfährt, dass der Vater am Kriegsende 1945 in einem Kriegsgefangenenlager gestorben war, und der die Mutter verliert. 1987, als 54-jähriger schrieb er ein Gedicht und im Jahr 2003 erscheint mir der Schmerz unverändert, wenn er das Gedicht in seine Autobiographie aufnimmt und von der Mutter erzählt: Drei Tage lang/ starb meine Mutter, heißt das Gedicht. Noch immer scheint er weit davon entfernt, diesen Jungen in sich zu trösten, das Geschehene einordnen und gehen lassen zu können. Ist der alte Mann deshalb so „böse“ mit sich?

Zwei Jahre jünger als Härtling ist Christoph Meckel, Jahrgang 1935. Meckel hat zwei Bücher mit dem Titel „Suchbild“ geschrieben. Das erste galt seinem Vater, es erschien 1980, nach dem Tod des Vaters und heißt „Suchbild. Über meinen Vater“. Das zweite Buch: „Suchbild. Meine Mutter“, man achte auf die Unterschiede in den Titeln. Das Buch über die Mutter erscheint nach ihrem Tod 2002. Er beschreibt sie so: „Sie schien so gut wie nie von sich zu sprechen. ...die Form ihres Sprechens, in der sie nicht angreifbar war, hatte offiziellen Charakter, gepflegt und kühl.“ Später ist zu erfahren, dass die Mutter als 5-jährige ihren Vater durch einen Unfalltod verloren hatte und die Großmutter danach lange Zeit depressiv war. Meckel kann dafür kein Mitgefühl aufbringen und das Wissen hilft ihm auch nicht, Verständnis für die Mutter zu entwickeln, denn auch in ihm lebt dieser verletzte Junge weiter. Beide Autoren, kluge, gebildete Männer, die über die Fähigkeit verfügen, sich gekonnt auszudrücken, haben sich aus meiner Sicht nicht vom Leiden des inneren Kindes distanzieren können, weil sie es nie angenommen haben. So reden sie immer wieder darüber, klagen an und haben weder Empathie für das verletzte Kind in sich noch für die Eltern. Das eine hängt mit dem anderen zusammen. Meine Generation war groß im Anklagen, weniger groß im Trauern und Verstehen der Eltern. So aber gibt man Ungelöstes weiter bis ins sieben Mal siebte Glied, wie es in der Bibel heißt. Und erst heute verstehe ich die tiefe Wahrheit dieser Aussage. Es scheint mir schwerer zu sein, Kind eines Tätervolkes zu sein, als das eines Opfervolkes. So erlebe ich die

Bücher von Lizzie Doron z.B., die sich mit ihrer durch die Shoa schwer traumatisierten Mutter beschäftigt, viel offener, mitfühlender mit dem Kind und weniger anklagend und feindselig. Ob diese Annahme stimmt, bedarf der Überprüfung, es könnte sich auch nur um individuelle Lösungen handeln.

So berichtet mir z.B. eine Patientin von sich und ihrer Mutter, die zwei Weltkriege erlebt hat:

„Vieles, was mich in meiner Kindheit prägte hing mit der schweren Last, die meiner Mutter auferlegt war, zusammen und wie sie damit umgegangen ist.

Sie hat uns Kinder versucht zu schützen vor dem Unglück aus ihrer Vergangenheit und versuchte das, was ihre Last war, von uns fern zu halten. Sie sprach immer wieder von den schönen Zeiten in ihrer Vergangenheit, wies uns auf das Glück im Leben hin und schaute zuversichtlich nach vorne.

Durch gutes Wirtschaften in materiellen Dingen hat sie trotz der großen Kinderschar von uns Familienurlaube in Spanien, Italien, Jugoslawien und in der Schweiz ermöglicht. Bilder und Filme helfen die sehr schönen Erinnerungen daran aufrecht zu halten. Wenn wir zu Hause unseren Freunden und Freundinnen stolz berichteten, wo wir gewesen waren, konnten die meisten nichts damit anfangen. Fernsehen gab es ja auch noch nicht. Sie erweiterte unseren Horizont schon in jungen Jahren.

Sie hat ermöglicht, dass wir alle ein Musikinstrument lernen oder unsere Stimmen schulen konnten und gab uns die Musik als wichtige Kraftquelle auf unseren Lebensweg mit. Sie hatte für viele Situationen ein Lied parat, das sie fröhlich zum Besten gab.

Auch nicht selbstverständlich ist, dass wir alle die Möglichkeit hatten, Skifahren zu lernen und an Skifreizeiten teilzunehmen.

Durch ihre Begeisterungsfähigkeit hat sie uns mit den einfachsten Mitteln immer wieder schöne Augenblicke beschert.

Vor ein paar Jahren teilte sie mir mit, dass sie bei jeder Schwangerschaft gebetet hat: „Gib dem Kind ein Herz, das Mitleid hat für die Not anderer.“

Das Mitgefühl für andere Menschen und die Liebe zum Leben, das meine Mutter uns mit auf den Weg gegeben hat, zeigt sich deutlich in unseren Lebenswegen.

Alle nehmen wir Anteil an den Schicksalsschlägen und Problemen in der Familie und in unserem jeweiligen Bekanntenkreis und geben Unterstützung nach unseren Möglichkeiten, auch in beruflicher Hinsicht.

Die Familie, wie sie in ihrem Zusammenhalt und in ihrem Engagement für die Liebe und das Leben gewachsen ist, ist das Lebenswerk meiner Mutter im doppelten Sinne. Sie schenkte uns das Leben und sorgte mit ihrem Einsatz unter Aufwendung aller ihr zur Verfügung stehenden Kräfte dafür, dass wir unser jeweiliges Leben entfalten konnten und aus uns Menschen geworden sind, die ihr Schicksal in die Hand nehmen und sich gegenseitig und andere unterstützen.“

Im Tenor hat das Anklänge an das, was Doron in ihrem berührenden Buch: „Warum bist du nicht vor dem Krieg gekommen“ erzählt. Hier ist eine Mutter, die alles tut, um ihren Kindern trotz allen Leidens ein gutes Leben zu ermöglichen.

Zum Schluss möchte ich die Jüngeren unter den ZuhörerInnen bitten:

Bitte denken Sie daran, wenn Sie mit Menschen, die in den Jahren zwischen 1930-1945 geboren wurden, arbeiten, dass diese Menschen als Kinder traumatisiert worden sein könnten. Es könnte sein, dass Vieles, was diese Menschen jetzt als Symptomatik an Sie herantragen, seine Wurzeln im Krieg hat.

Fragen Sie danach, wo diese Menschen geboren wurden und wo sie nach 1945 gelebt haben.

Fragen Sie danach, wo die Eltern und Großeltern waren. Fragen Sie nach Bomben, Angst, Hunger, Kälte und Vertreibung. Es wird Ihnen auffallen, dass das viel häufiger vorkam, als Sie vielleicht bisher dachten.

Nicht alles lässt sich damit erklären, aber viel mehr, als bisher zur Kenntnis genommen wurde.

Ziehen Sie in Betracht, dass z.B. Schlafstörungen, Gedächtnisstörungen, Somatisierungsstörungen Kriegsfolgen sein können. Altersbedingte Hilflosigkeit, aber auch der „Ruhestand“ und weniger Ablenkmöglichkeiten durch den Beruf können die nicht verarbeiteten Traumata wieder näher an die Oberfläche des Bewusstseins holen und zu Symptomen führen. Außerdem leiden viele der Kriegskinder seit eh an diesen Symptomen, sie haben sie nur nicht ernst genommen aufgrund der verinnerlichten Tapferkeit.

Denken Sie bitte auch daran, dass die Kinder der Kriegskinder, ja vielleicht sogar die Enkel, an sekundärer Traumatisierung leiden können. Second generation Phänomene gibt es auch als Folge von Kriegstraumatisierungen.

Viele haben ihre Traumatisierungen gut verarbeitet. Es gab auch verständnisvolle Erwachsene, die nichts beschönigten und das Leiden der Kinder verstanden. Es gab auch aufrechte Deutsche, auf die ihre Kinder stolz sein können, was ein wichtiger Resilienzfaktor sein könnte, aber sie waren leider selten. Bei denen, die in Therapie kommen, ist es nicht wahrscheinlich, dass sie ihre Traumatisierungen verarbeitet haben.

Michael Ermann, ein sehr erfahrener Analytiker, jahrelang Vorsitzender einer psychoanalytischen Gesellschaft, berichtet in seinem sehr bewegenden Vortrag „Wir Kriegskinder“, den er 2003 in Lindau gehalten hat, davon, dass er erst vor 5-6 Jahren damit begann, Probleme seiner Patienten im Licht der Traumaforschung einzuordnen und zu erkennen, dass vieles, was wie ein aktuelles Trauma aussieht, sich als Retraumatisierung von Kriegstraumatisierungen herausstellte. Dies zu erkennen ist wichtig, um angemessen zu behandeln.

Bad Krozingen, 3.11.2006